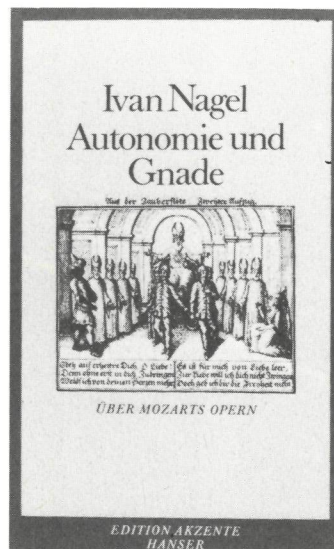




Ivan Nagel:
Autonomie und Gnade –
Über Mozarts Opern.

Hanser Verlag,
München/Wien 1985,
152 S., 26 DM

■ Anspruchsvoll geht Ivan Nagel den Stoff an. Zweimal schreibt er sich „durch“ die Opern Mozarts, rührt an Randbereiche, verfolgt Seitenlinien. Aufhängungspunkt ist das Verhältnis von Herrscher zu Untertan, das, wie der Titel kündigt, Verhältnis von Autonomie und Gnade. Zweifelsohne ist hier ein zentrales Anliegen klassischen Denkens benannt. In der Oper konkretisiert sich dies im Übergang von der Seria zur Buffa. Anhand vieler Beispiele, die weit über den engeren Gesichtskreis der Mozartschen Operntexte hinausweisen, führt Nagel die geschichtlich gewordene Unmöglichkeit von „Clemenza“ des Herrschers vor. Das Vergeben, um dadurch die Macht zu erhalten, hatte an Kraft verloren. Bei Mozart sieht Nagel etwa im Vergleich von Idomeneo mit dem Figaro diese Tendenz konkretisiert. Nicht leicht zu lesen ist dieser Text, von Nagel selbst als „Essay“ überschrieben. Nicht nur liegt es am aphoristischen Stil, der immer wieder durchaus kenntnisreich neue Beziehungen zu Parallelscheinungen in Kunst und Politik zu knüpfen weiß. So manche mit sprachlicher Emphase vorgebrachten Statements – und das Buch ist

voll von solchen – tragen bei genauerem Besehen nicht. Schön Beobachtetes, etwa der Satz: „Mit dem Wüten des Grafen in der Bürgerwelt widerlegt die eine Buffa den Grund-Satz aller Spätseria – daß die Güte des Ungleichen ausreiche, Ungleichheit gutzumachen“ (S. 44), paart sich mit Zweifelhaftem, so z.B. der Behauptung, die Rolle der Pamina schlage das Band von Goethes Iphigenie zu Beethovens Leonore: die Frau als Retterin (S. 91ff). Schon die Sprache in diesem Zitat mag die Grenzen Nagels andeuten. Der Text bohrt sich fest, biegt zurecht, wo die Fakten nicht ganz ausreichen, er verliert die klassische Totalität des Menschenbilds bei Mozart aus den Augen. Das schöpferische Zentrum, die Musik in ihrer in sich gebrochenen und dadurch realistischen Ausdrucksweise, wird weitgehend an den Rand gedrängt, als wäre es bloßes Melodisieren der vorgegebenen Charakter- und Herrschaftsstrukturen. So wird das Buch seinem Untertitel „Über Mozarts Opern“ nur stückweise gerecht. Im Grunde behandelt es in erster Linie die Situation, aus der heraus sich die Mozartschen Operntexte konkretisierten. So darf auch kaum verwundern, daß es am Schluß in der Ausführlichkeit von 20 Seiten Kleists „Prinz von Homburg“ abhandelt. Hier spiele die Gnade, in Mozarts „Zauberflöte“ noch in utopischer Einheit mit der Autonomie, eine letzte und schiefe Rolle. „Eben zwischen absolutem und totalem Staat, in der Gnaden-Frist zwischen Souveränität und Diktatur, wohnte das Schutz- und Gnadenbedürftige, das in Kleists Stück, das mit Kleist zerbarst: die Einzigkeit des Einzelnen, Hoffnung der Söhne, Autonomie.“ (S. 151) Wer den verzweigten Gedankengängen Nagels, wer der mit Widersprüchlichkeiten liebäugelnden Sprache bereit ist zu folgen, vor allem aber wer kritisch zu sondieren vermag, dem werden sich einige Beziehungen und Anstöße zur Reflexion erschließen. Das Buch knausert hier wahrlich nicht. Der Weg aber erscheint mir über Gebühr dornenreich.

Reinhard Schulz

Ernst Hilmar:
Franz Schubert in
seiner Zeit.

Böhlau-Verlag,
Wien 1985,
143 S., 29,80 DM

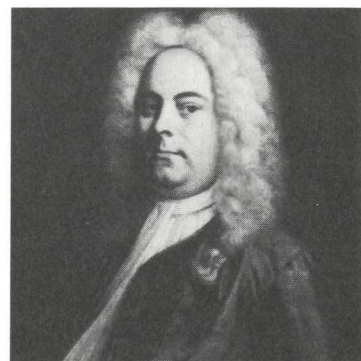
■ „Über Schubert heute zu schreiben bedeutet, Fragmentarisches niederzulegen.“ Dieser Feststellung, am Anfang von Hilmars Buch stehend, muß man zustimmen. Auch heute noch ist nur ein Teil von Schuberts umfangreichem Werk weiteren Kreisen bekannt, und das allgemeine Bild von der Persönlichkeit Schuberts ist fragmentarisch und gemeinhin geprägt von der Vorstellung eines „biedermeierlichen“ Menschen oder der eines „Schwammerl“. Gegen dieses Klischeebild wendet sich Hilmar Buch, doch verharret der Autor keineswegs in einer Anti-Haltung. Franz Schubert in seiner Zeit: Damit ist nicht etwa eine lückenlose Kulturgeschichte unter Mitwirkung Franz Schuberts gemeint, sondern Hilmar nimmt in den einzelnen Kapiteln bestimmte Aspekte des Wiener Kulturlebens unter die Lupe und bezieht sie auf Schubert. So beschäftigt sich ein Kapitel mit dem Repertoire der Wiener Vorstadttheater sowie dem Rossini-Kult und seinen Auswirkungen und auch konkreten musikalischen Folgen für den Komponisten. In anderen Hauptstücken geht Hilmar auf Akribie Schuberts literarischer Bildung nach oder aber dem konzertierenden Wien und den

ERNST HILMAR
FRANZ SCHUBERT
in seiner Zeit



BÖHLAU

Entstehungsgründen der damit zusammenhängenden Bühnenerwerke Schuberts. Im Zuge der Entwicklung eines umfassenderen, Schubert gerechter werdenden Bildes macht Hilmar keineswegs



Ein kleiner Nachtrag zum Europäischen Jahr der Musik: „Georg Friedrich Händel in Briefen, Selbstzeugnissen und zeitgenössischen Dokumenten“. Zusammenge stellt und herausgegeben wurde dieses Bändchen der Manesse Bibliothek von Dieter Schickling (267 S., 23,30 DM)

Front gegen jegliche Aussage über Schubert. Aber er weist auf Unzulänglichkeiten und Ungereimtheiten in manchen bisherigen Aussagen hin und versucht, im Lichte der von ihm zusammengetragenen Fakten, ein fundierteres Schubert-Bild zu entwerfen. Daß es auch dabei nicht immer ohne Vermutungen abgeht, wird eingestanden, entzieht sich doch das Innere Schuberts in hohem Maße dem Zugriff des Biographen. Das Buch ist klar geschrieben, sachlich, jedoch ohne trocken zu sein. Der Autor verwendet neueste Forschungsergebnisse und vermittelt durch die zahlreichen Details ein anschauliches Bild Wiener Lebens zu Beginn des 19. Jhs. Durch seine Vorgehensweise werden viele schon lange bekannte Fakten neu beleuchtet, die schwer zu fassende Person Schuberts bekommt konkretere Konturen. Das Buch unterscheidet sich dadurch von idealisierenden Biographien, die sich vielfach auf geschönte und unzuverlässige Äußerungen Schubertscher Freunde beziehen. Hier liegt keine Einführung in Leben und Werk Franz Schuberts vor, obwohl es auch als solche gelesen werden kann.

Das Buch wendet sich eher an den schon ein wenig mit Schubert Vertrauten, dem auch mit einem umfangreichen Literaturverzeichnis zu den verschiedenen behandelten Aspekten weitergeholfen wird. Eine Zeit- und Kulturgeschichte vermerkt sind, sowie ein Personenregister runden diese sehr interessante und auch aufregende Publikation ab.

Sören Meyer-Eller



Klaus Peter Richter:
J.S. Bach. Leben und Werk
in Daten und Bildern.

Insel Taschenbuch-Verlag,
Frankfurt 1985,
285 S., 16 DM

■ Das große, neue Entdeckungen und Deutungen präsentierende Bach-Buch hat dieses Jubiläumsjahr nicht hervorgebracht. Das stand allerdings auch nicht unbedingt zu erwarten. Jubiläen dienen doch noch weniger der Wissenschaft (obgleich sie natürlich deren Betriebsamkeit und Möglichkeiten zur Selbstdarstellung erhöhen), als daß sie vielmehr Ausdruck einer vor allem von den Medien und Kulturmachern gesteuerten und beeinflussten öffentlichen Kultur sind. Gerade diese Verhältnisse bedingen die jedesmalige Vielzahl von Publikationen, die anläßgemäß erscheinen und die im Grunde bekannten Stoffe auf verschiedene Weisen aufbereiten und

dem Markt zuführen. In diesem Kontext ist auch das Insel taschenbuch 788 – Johann Sebastian Bach, Leben und Werk in Daten und Bildern – von Klaus Peter Richter zu sehen. Es konfrontiert den Interessierten nicht mit einem zeit- aufwendigen Lesewerk, das Fachwissen voraussetzt, sondern bietet überaus geschickt die Möglichkeit, an einer großzügigen Auswahl von Bildern und Abbildungen und darauf bezogener Texte das Wesentliche aus Leben und Werk des Komponisten kennenzulernen. Natürlich muß eine solche Darstellung fragmentarisch bleiben, da sie Aspekte, die längere Ausführungen verlangen, entweder nur anreißen kann oder gänzlich aussparen muß. Es ist deshalb auch nur folgerichtig, daß der Akzent dieser Art Monographie auf dem Biographischen liegt. Musikalische Sachverhalte, kompositorische Probleme werden nur insoweit angesprochen, als sie wirklich allgemein verständlich darstellbar sind und von Laien ohne Schwierigkeiten nachvollzogen werden können. Daß analytische Betrachtungen fehlen, darf man folglich auch nicht als ein Manko ankreiden. Das Konzept des Buches schließt sie aus. Die vorliegende Bach-Monographie ist ein verdienstvolles Bändchen, weil sie anschaulich und durchaus abwechslungsreich in Form von Stationen den Lebensweg Bachs und seinen künstlerischen Werdegang schildert, hierzu in knappen Umrissen Zeit- und Lebensverhältnisse sowie die entscheidenden Stileinflüsse skizziert.

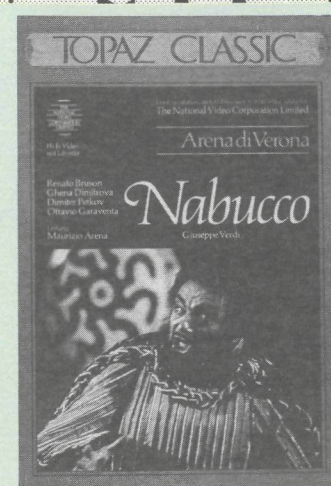
Den wichtigen Werken und Werkkomplexen sind beeindruckend konzise Darlegungen gewidmet, die Entscheidendes festhalten. Vorangestellt ist dieser Darstellung ein Kurze- essay „Bach-Bild“, ein Abriss zum Thema Bach-Rezeption, in dem die grundlegenden Aspekte der Bach-Interpretation in Wissenschaft und Praxis sehr plausibel vorgestellt werden. Abgerundet wird der in seinem Bildmaterial durchaus manches Ungewöhnliche aufweisende Band durch eine Zeit- tafel mit eingearbeiteter Werk- übersicht, durch eine Auswahlbibliographie sowie durch eine Auswahl von discographischen Beiträgen.

Dieter Rexroth

VIDEO KRITIK

NABUCCO

Oper von Giuseppe Verdi. Renato Bruson (Nabucco), Ghena Dimitrova (Abigail), Dimitri Petkov (Zaccaria), Bruna Baglioni (Fenena), Ottavio Garaventa (Ismael), Ellero d'Artegna (Priester), Aronne Ceroni (Abdallo), Giovanna di Rocco (Anna), Chor und Orchester der Arena di Verona, Maurizio Arena; Bühnenbild und Kostüme: Luciano Minguzzi; Inszenierung: Renzo Giacchieri; Fernsehregie: Brian Large. Arena di Verona, 1. August 1981 Topaz Classic TCO 106 HiFi Stereo Kaufkassette, 145 Min., 198 DM



■ Das Repertoire der Werke auf Video ist noch klein; noch ist die Aufzeichnung so aufwendig und mit so komplizierten Rechtsfragen belastet, daß vorläufig jedes Werk wohl nur einmal und dann entsprechend den grauenhaft gültigen Marktgesetzen aufgezeichnet wird. Für den Video-Opernfreund heißt dies: Ist es besser, keinen „Nabucco“ zu haben als diesen? In deutlichem Gegensatz zur Arena-„Turandot“ (FF 10/85, S. 19) dominieren hier die Peinlichkeiten des Massenspektakels: Für eine aufs wiederholte Ansehen berechnete Ausstattung ist die Luciano Minguzzis genau die falsche – kitschige Unmöglichkeiten, wobei die asymmetrisch geschnittenen Männerköpfe(!) einen absoluten Gipfel darstellen. Bauten oder Lichtregie retten nichts. Personenregie scheint Renzo Giacchieri nicht zu kennen; das uralte Gesterrepertoire, Rampentheater wie es und je. Ausstattung und Regie degradieren die Aufführung eindeutig in Richtung „Hörerlebnis“...

Hörsenswert ist einiges. Mittelmaß liefern der unausgereifte Tenor Ottavio Garaventa als Ismael, die ausstrahlungsarme und zu hell timbrierte Bruna Baglioni als Fenena und Dimitri Petkov, dem zur herrlichen „Basso cantante“-Rolle des Hohenpriesters Zaccaria etliches fehlt. Abermals versteht Ghena Dimitrova zu faszinieren. Ihre Tiefe degradiert den Baglioni-Mezzo zur Nebensächlichkeit. Einige Spitzentöne klingen an diesem Abend zwar scharf, doch schlägt immer wieder das für Abigail nötige feurige Getriebensein durch – da gestaltet jemand mit Innenspannung und Temperament. Renato Bruson singt den Nabucco genau im Trend der Zeit: bildschön durchweg. Doch der permanente Wohlklang verhindert alle Farben, alle stimm-darstellerische Ausgestaltung; an

das Psychogramm eines Gobbi, eines MacNeil darf man sich nicht erinnern. Auch die Aufzeichnung Brian Larges liefert Konvention; leider singen mehrmals Personen außerhalb des Bildes. Der HiFi-Stereo-Ton ist gut, im Mittelteil knisterte das Rezensionsexemplar an Forte-Stellen. An der akzeptablen Gesamtausstattung der Topaz-Kassetten sind dramaturgische Kleinigkeiten zu kritisieren. Im Beiheft und im Klappdeckel sind unterschiedliche Fernsehregisseure angegeben, hingegen findet sich kein Hinweis auf die Gesamtdauer bzw. der einzelnen Teile oder Szenen. Die drei Nebenrollen werden nur im Nachspann genannt, und auch die Angabe des mit einem Musikbeitrag bespielbaren Restbandes (hier zwanzig Minuten) wäre nützlich. Nochmals: Keinen „Nabucco“ oder diesen? Diesen hier nur für Anbeter „himmlischen Belcantos“...

Wolf-Dieter Peter

VIDEOGRAMM NABUCCO					
Klangbild	Bild-/Farbqualität	Fertigung	Ausstattung	Künstlerische Qualität	sehr gut
					gut
					mäßig
HiFi-STEREO					
VHS ■	Beta ■	2000			